

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 24 (1920-1921)
Heft: 12

Artikel: Unscheinbare Winkel
Autor: Widmer, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lehnstuhl an das offene Fenster gesetzt und betrachtete das leere Schwalbennest, aus dem noch die Halme und Federn hervorragten, die einst der nun flügge gewordenen Brut zum Schutze gedient hatten. Als ich wieder ins Zimmer blickte, war der Kopf des alten Mannes dicht über dem der Leiche. Er schien wie sinnverwirrt dies eingefallene Greisenantlitz zu betrachten, das mit dem drohenden Ernst des Todes vor ihm lag. „Könnte ich nur einmal noch die Augen sehen!“ murmelte er. „Aber Gott hat sie zugedeckt.“ Dann, als müsse er es sich beweisen, daß sie es dennoch selber sei, nahm er eine Strähne des grauen glänzenden Haares, das zu beiden Seiten vom Haupte auf das Leintuch herabfloß, und ließ es lieblosend durch seine Hände gleiten.

„Wir sind zu spät gekommen, Harre Jensen,“ rief ich schmerzlich.

Er blickte auf und nickte. „Um fünfzig Jahre,“ sagte er, „das Leben ist auch so vergangen.“ Dann, während er langsam aufstand, schlug er das Laken zurück und deckte es über das stille Antlitz der Toten.

Ein Windstoß fuhr gegen das Fenster. Mir war, als höre ich von draußen, fern aus der höchsten Luftströmung, darin die Schwalben ziehen, die letzten Worte ihres alten Liedes:

„Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.“

Anscheinbare Winkel.

Die herrlichsten Dinge der Welt — wo werden sie geschaffen? In Palästen und Schlössern?

Vielen Menschen ist es schwer, sich von solchem Glauben zu trennen. Und wenn sie das Gegenteil zugeben müssen und genau wissen, wie und woher das Große gekommen, so schmuggeln sie auf einem Umwege die Vorstellung des Glanzes doch wieder in die Geschichte des Erhabenen tief hinein. Schon das neue Testament ist uns von diesem Bedürfnis Zeuge: daß Christi Eltern eine Magd und ein Zimmermann waren, war zu klar überliefert, als daß man es offen bezweifeln durfte; was geschah? Man verlieh der Maria eine königliche Ahnenreihe, und so umgab die Majestät dann doch den genialen Staubgeborenen. Uns andern ist der Christ aus dem Volke gut genug, den der Geist umstrahlt und der von Güte leuchtet.

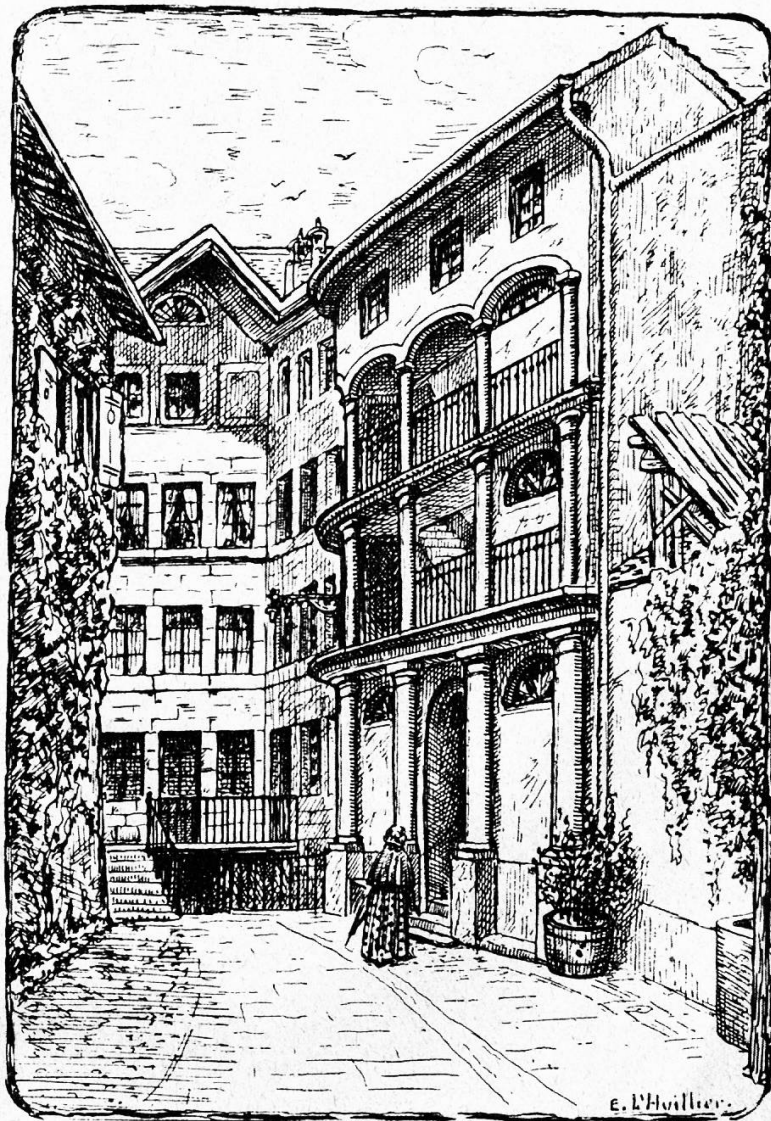
Ein jeder von uns hat eine gute Weile nötig, sich von dem monarchischen Fühlen zu befreien, so sehr er republikanisch und demokratisch denke. So entsinne ich mich immerdar des grenzenlosen Staunens, mit dem ich in jenes Zimmer trat, darin mein Goethe „Iphigenie“ und „Torquato Tasso“ geschrieben und entworfen hatte. Ich kannte es lange schon aus Abbildungen. Aber dermaßen einfach hatte ich mir's denn doch nicht vorgestellt. Damit verglichen war Tolstoi Luxusmensch, und jeder ordentliche Schweizer Bauer oder Arbeiter lebt im Komfort dahin! Aber das Erstaunen wandelte sich in herzliche Andacht, je mehr ich das tannene Tischchen und Stuhlzeug, das arme Hüttenfenster, das Geweihte im frohen Schimmer der Bäume und des Wiesengrüns schimmern sah, und die zarte Herrlichkeit, die träumerische Musik der zwei feinen Werke stieg mir himmelan, riß, nein, hob, beschwingte mich höher als je vorher.

Ich habe Andacht zu den Hürden von Bethlehem, dem Gartenhaus von

Weimar, und so, ganz nahe an meiner Behausung hier in Genf, zu dem Höfchen, in dessen Grunde Amiel wohnte. In Zürich würde ich ab und zu an Meister Gottfried's Heim vorbeistreichen. Man braucht nun einmal von Zeit zu Zeit einen Altar. Die beiden taugen nicht übel zusammen, haben wir doch vom Zürcher den Hymnus der Alemannen: „O mein Heimatland“, vom andern den unsrer Romanen im Westen: „Roulez, tambours!“ Und von beiden tausend schöne edle innige Gedanken sonst.

Nur einige Worte noch über Amiel. (1821—1881).

Er liebte die Welt, und wurde darüber ein Einsiedler. Er horchte auf alle Kunst der Menschheit, und seine eigene Sendung verkümmerte darüber in einem Tagebuch, das ihn dann freilich, kaum war er geschieden, aus der Dunkelheit des Quartiers in das glänzende Licht der europä-



ischen Aufmerksamkeit rückte. Er war menschenfreundlich, und dies strömende Gefühl verhinderte ihn an einer Entscheidung zu seinem besondern Besten. Er war der wunderbarste verfehlte, der unpraktischste vornehme Mensch, den es gab.

So kam es, daß er zuhinterst in einem von hohen Mauern und alten Häusern umschränkten, von der an sich schon ziemlich stillen Altstadtstraße noch durch Vordergebäude abgetrennten Höfchen wohnte. Gute zehn Jahre



Zusicht und Liebe.
Nach dem Gemälde von Gabriel Metz.

haufte er in den drei Leberedthühnchenstuben; hinterher eine Art Wohnküche, nach vorn ein Studier- und ein Schlafzimmer, die zwar sonnig sind, aber wieder auf uraltes Gemäuer, dazwischen freilich auch in verlorene Gärtchen niederschauen. Da hielt er mit sich, dem Kosmos und seiner Bücherei: Gedankenaustausch und füllte nach und nach die achtzehntausend Seiten selbstquälerischer, stolzer, vorblickender, genießerischer, im Dunkeln und Hellen genialer Autobiographie.

Dies Höfchen ist daran sicher mitschuldig. Es hat etwas an sich, was über den Alltag hinaushebt. Zunächst ist es das Vollkommen-Unerwartete, und eine Seele wie die Amiel's läßt sich von der Gewohnheit des Aus und Ein nie so ganz abstumpfen, daß das Seltsame ihr zum Gemeinen wird. Dann ist es eine Kulturgeschichte in nuce, wo das 16., 17., 18. Jahrhundert in charaktervollen Bauformen aneinanderstoßen und grade dadurch den Liebhaber nötigen — und solche Nötigung ist Genuß — sich recht in den Geist jener Zeiten zu versetzen; ist er ein Gelehrter, ist er auch nur ein froher Belesener, so werden seine stillen Stunden darüber gestaltenvoll und bewegungsreich. Endlich ist eins der Gebäude ein Kleinod, ein schwingvoller und doch gemütlicher italienischer Loggienbau. Kein Zweifel, daß Amiel der französische, der italienische und der echt genferisch altertümliche Teil des Architekturenkränzes um den Hof herum mächtig anregte und eine sensible Seite seiner Natur je und je mit Macht antönte. Der Laub-, und Vogel- und Ragenfreund, der er war, kam auch auf seine Rechnung. Er fühlte sich da offenbar als eine Art Franz von Assisi. Die Umgebung beschwichtigte sein bohrendes Denken, sie ermutigte seine schier lautlose Lyrik. Das geht aus vielen seiner Eintragungen hervor.

Daher gehört auch diese Stätte zu den der Menschheit geweihten Orten. Und da sich bald das erste Jahrhundert seit Amiel's Geburt rundet, und mir der Besitzer, der alterbeingesehne, des Gehöftes, der zufälligerweise ein liebenswürdiger Künstler ist, eine artige Zeichnung desselben übergeben hat, so sei dem Jubiläum vorgegriffen und der Ehrung der Welt, die Amiel nicht fehlen wird, ein Blatt aus seinem äußern Lebensweg zugebracht. — Die eigentliche Absicht dieser Zeiten ist die. Aber es ist zu hoffen, daß einige Beschauliche die Nummer 16 der Rue Etienne Dumont aufsuchen, und etliche In sichgekehrte das unerschöpfliche Leid- und Trostbuch ihres Geistgenossen aufschlagen. Es liegt französisch und deutsch vor. Sie werden es nicht bereuen. Auch hier ist eine Wiege reiner Menschlichkeit, der dadurch nichts abgeht, daß sie versteckt, schlicht und einheimisch ist.

Dr. J o h a n n e s W i d m e r.

Vorbei.

Gelitten viel an stillgeheimen Leiden,
Die Jugend, ach, dahin, der Jugendfinn,
Der Sonnenschein aus jenen schönen Zeiten, —
O meine Träne, bitt're Träne, rinn'!

Es kommt nicht mehr das Kind in uns, das Kind.
Der Schmerz hat uns gehämmert, 's Herz tut weh;
Ich strecke weit die Arme in den Wind
Und such' ein Traumbild . . . , das ich schwinden seh'.

Otto Volkert, Wilderswil bei Interlaken.